Nummer 139 Mittwoch, 4. Juni 1924

Berliner Familien-Zeitung

Der Impresario

Humoreske von Gathe-Sem Godin

[5. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Der hestrzte Wirt wurde ratlos, — tatsächlich hatte Herr Adamek ihm die meisten und besten Kunden ins Haus gebracht, — Dr. Wort aber nahm den Fall nicht sentimental, denn er hatte bereits sein neues Engagement in der Tasche, er war an das erste Singspieltheater der Stadt verpflichtet, — dort erhielt er eine Riesengage, dort gab es weit schönere und begabtere Tiddys.

Plötzlich endete der große Erfolg der „Roten Henne" am 30. dieses mit einem kläglichen Defizit. Denn Dr. Wort, den der Wirt in seiner Not empfindlich angeschrien hatte, zog zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung den schwarzen Rock und die Lackschuhe aus, grüßte den Wirt zum letzten Male mit dessen kleinem Hut und verließ kontraktbrüchig das Haus.

XII.

Kaum, daß Dr. Wort das Kabarett „Zur Roten Henne" verlassen hatte, begann sich seine Karriere großzügig zu entwickeln. Er war kein alltäglicher Conférencier, er sehnte sich nach einem erweiterten Publikum und nach einer reicheren Kulisse.

Er trat jetzt im Admiralspalast auf, er war auf den Einfall gekommen, daß ein geschickter Conférencier auch Ausstattungsrevuen mit seinem Wort begleiten könne.

So war er rasch auch in das Amt eines Regisseurs hinübergeglitten, er verpflanzte das Leben hinter der Bühne zum Teil sichtbar vor die Rampe, ließ Kulissen hereinschweben und führte Regie auf offener Szene. Er rollte zugleich in seinen Worten die aktuelle Tagesrevue ab, und wußte Ernsthaftes komisch und Komisches ernst zu erzählen; er hatte eine effektvolle Orchesterbegleitung und ließ die Schönen vom Ballett wie ein Regiment auferzerzieren.

Gewandt in der Sprache und sicher in der Haltung, zauberte er Ueberraschungen aus dem Ungefähr, er glich dem törichten August im Zirkus, er war der kluge August, der die Künstler dirigierte und das Publikum amüsierte.

Der Komiker nahm es mit seinem Berufe ernst; er setzte seine ganze Kraft und Zeit an die Vorbereitungen, bis er alle Tricks geübt hatte, er lancierte talentierte Künstler, über denen das Zeichen einer großen Karriere stand; sie wurden rasch durch ihn berühmt, und dabei wuchs sein eigener Ruhm. Doch nicht nur sein Ruhm, sondern auch seine Macht, denn viele drängten herbei, um von Dr. Wort protegiert zu werden.

Nachdem die erste Saison verklungen war, hatte er bereits ein Privatbureau, darin antichambrierten täglich zwischen vier und fünf Uhr die allerschönsten Frauen.

Herr Adamek, der den ganzen Tag geschäftig von einer Konferenz zur andern jagte, war eifersüchtig auf den Erfolgreichen, der scheinbar Riesensummen verdiente, der tagsüber den Rentner spielte und abends drei Stunden lang Unsinn sprach. Obgleich er noch immer Dr. Wort grollte, gefiel es ihm doch, bei dem gesuchten Impresario gleichfalls zu antichambrieren, denn Herr Adamek hatte noch nie so viele hübsche Tiddys und Lalas beisammen gesehen wie in des Berühmten Sprechzimmer.

Trotz des Lohnes mancher Art, den man Dr. Wort für seine Reklametätigkeit bot, schien es ihm doch einträglicher, nicht immer nur Artisten zu preisen, sondern dem Publikum auch gangbare Waren mundgerecht zu machen.

So wandte er sich denn an die größten Firmen, die für ihre Inserate und Plakate Summen verausgabten, um ihnen durch geschickte oder groteske Einfälle auf diskrete oder recht indiskrete Weise Propaganda zu bereiten.

Schon der erste Versuch schlug ein. Dr. Wort hatte ein neues Seifenpulver über Nacht zu einem Schlager erhoben, und zwar durch ein gelungenes Couplet mit einem pikanten Refrain.

Plötzlich hatte er einflußreiche Verbindungen, er erweiterte seine geheimen Einnahmequellen, — jetzt antichambrierten in seiner Sprechstunde nicht nur ruhmesüchtige Frauen, sondern auch reklameeifrige Nommerzielle.

Die Revue, die Dr. Wort leitete, erlebte in dieser Saison bereits ihre 156. Aufführung — es schien, als wären die wechselnden, bunt-phantastischen Bilder nur eine Begleitung zu Dr. Worts buntschillernder Phantasie.

Schon hatte der Erfolgreiche sein eigenes Automobil, er eilte von Konferenz zu Konferenz, sein Beruf erweiterte sich — in seine Macht war es heute gegeben, nicht nur hoch zu preisen, sondern auch herab zu tadeln, und zwar durch die Waffe der Lächerlichkeit.

Herr Wort war kein Politiker, aber das Publikum liebt es, aktuell gespeist zu werden: So geschah es, daß eine exponierte politische Persönlichkeit an der witzigen Rede des Dr. Wort plötzlich strauchelte, und ein großer Beleidigungsprozeß gegen den bekannten Conférencier im Gange war.

XIII.

Doch auch dieser Skandal, der durch die ganze Presse lief, war nur dazu angetan, Dr. Wort noch erhöhte Reklame zu bereiten. Er war heute in einer glücklichen Lage: was konnte ihm noch Peinliches passieren? Er war gegen Angriffe immun — er persiflierte jedermann und sich selbst — die anderen aber, die offiziell vor der Rampe standen und auf den Beifall der Menge spekulierten, die nahmen sich alle ernst — das war ihre Wunde — sie waren verletzlich — sie waren sterblich! —

Dr. Wort aber schob die Figuren seines Spiels wie auf einem Schachbrett und sich dazu, er spielte mit Heiterkeit und Satire, und sirich den klingenden Gewinn seiner Ironie gelassen ein.

Man bedrängte ihn von allen Seiten mit vorteilhaften Angeboten, die Direktoren reisten von weit her, um den Zugkräftigen zu gewinnen, — und eines Tages begab Dr. Wort sich auf eine große Tournee.

Als Dr. Wort nach Jahresfrist wiederkehrte, hatte er dafür gesorgt, daß man seiner Rückkehr mit erhöhter Spannung entgegensah. Er war nun sein eigener, geschickter Impresario geworden, er hatte Gönner allerorts, die rückwirkend auf seine Reklame zählten.

Noch immer besaß er die kleine Mansardenwohnung, die er als Dr. Wert bewohnte, und die Frau Feier hütete, doch seit mehr als Jahresfrist war er die vier engen Treppen nicht mehr emporgestiegen.

Er wohnte jetzt stets im ersten Hotel der Stadt, er war ein Nomade mit seinem Geiste geworden. Was einst Dr. Werft vergebens erstrebte, das hatte er nun als Dr. Wort erreicht — er hatte erreicht, was heute die Sehnsucht Tausender ist: vorne dran zu stehen, Applaus zu ernten und das große Wort zu führen.

Es ging ihm allmählich wie allen Erfolgreichen: er war eitel geworden, er ließ sich umwerben und nimmte den Blasierten; seine Maske war allmählich mit ihm verwachsen, — wie rasch wird der Mensch zu dem, den er mimt! — es dünkte Dr. Werft schon endlos lange her, daß er als Anfänger in der „Roten Henne" „debütierte".

Heute war seine Karriere besiegelt, seine Nebeneinnahmen waren enorm, denn Dr. Wort lancierte jede Branche: neue Patente, neue Konzerne und neue Reichstagskandidaten.

War es nicht gleich, ob er einen Politiker, einen Artisten, einen Metallputz oder ein Hühneraugenmittel der Masse suggerierte? Für ihn waren alles nur noch Artikel, die entweder in der Masse zogen oder untergingen. Plötzlich schlug ein Name ein, eine Ware gefiel und wurde stürmisch vom Publikum verlangt — warum? Das war das Geheimnis des Erfolges ... die erfolgreichen Namen erstrahlten über Nacht wie elektrische Reklamen, auch Dr. Wort war solch ein Name, der zog, er ließ die Raketen seines Geistes spielen und gefiel sich im bunten Feuerwerk seiner bizarren Ideen.

(Fortsetzung folgt.)

Formen des Erkennens

von Dr. Hellmuth Falkenfeld

Ich schließe die Augen; das Haus, das vor mir steht, verschwindet. Ist es darum nur Spiegelung meines Auges und nichts außerhalb desselben? Nein, denn nicht nur, wenn ich das Auge wieder öffne, steht das Haus vor mir, sondern es bliebe auch dort, wenn ich ohne Augen wäre. Denn ich könnte das Haus tasten. Und ich weiß, daß, wenn ich im Augenblick sterbe, das Haus vor mir seinen alten Platz behalten wird, wenn es nicht durch äußere Ereignisse zerstört wird. Also die Dinge, die ich wahrnehme, existieren auch außerhalb meiner Person. Man könnte aber geneigt sein, anzunehmen, daß die Dinge, die existieren, nur dann vorhanden sind, wenn ich sie entweder sehen oder tasten kann. So daß wir nun zu der Ansicht gelangen: Existenz haben die Dinge, die nicht nur der einzelne Mensch, also ich, sondern Menschen überhaupt zum Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung ihres Auges oder ihres Tastsinns, unter Zuhilfenahme vielleicht noch des Geruchssinnes, machen können.

Aber da erhebt sich die Frage, welche Dinge sind wirklich? — Die, die wir tasten, oder die, die wir sehen? Oder müssen wir gar die Dinge mit beiden Sinnen vereint erst prüfen? Das Sehen allein dürfte nicht genügen, um uns von der Wirklichkeit eines Gegenstandes zu überzeugen. Denn die Fata Morgana in der Wüste sehen wir ja auch, und sie ist doch kein Gegenstand der physikalischen Wirklichkeit. Also könnte man auf den Gedanken kommen, daß das Tasten uns stets die endgültige Versicherung der Wirklichkeit eines Gegenstandes gibt. Dem widerspricht aber wieder eine neue Erfahrung: Die Sterne und den Mond sehen wir doch nur, ohne sie bis heute je getastet zu haben. Sind wir darum nicht von ihrer Existenz überzeugt? — Wir sind sogar festenfest davon überzeugt, daß sie existieren. Was ist nun also das Kennzeichen für die Wirklichkeit eines Gegenstandes? Die bloße Sichtbarkeit kann es nicht sein. Denn dem widerstreitet unser Urteil über die Fata Morgana oder auch über die Halluzination. Die Tastbarkeit aber, zur Sichtbarkeit als neues, ergänzendes Merkmal hinzukommend, kann es auch nicht sein. Dem widerstreitet die bloße Sichtbarkeit der nichttastbaren Gestirne. Man könnte nun vielleicht auf einen Ausweg verfallen und sagen: Die Sterne kann ich zwar heute noch nicht betasten, aber ich könnte sie betasten, wenn ich bis zu ihnen fliegen könnte. Es besteht die Möglichkeit, sie zu tasten. Und die Gegenstände, die zu tasten möglich sind, sind wirklich. Aber auch hier wieder stock ich schon und kann nicht weiter fort. Sind Bazillen, Bakterien, Amöben auch nur tastmöglich, sind sie nicht so klein, daß unser Tastgefühl sie gar nicht bemerkt? Und sind sie nicht trotzdem wirklich?

Wollte man sich wieder dahinter zurückziehen, daß man sagte, das unendlich verfeinerte Tastgefühl könnte aber jene kleinsten Wirklichkeiten bemerken, so würde man wieder von den gegebenen Sinnesorganen, die wir besitzen, zu möglichen Sinnesorganen, die wir doch nun einmal nicht haben, übergehen. Und da sehen wir uns genötigt, zu fragen, warum können wir überhaupt von der Erfahrung möglicher Sinnesorgane, also eines möglichen Tastsinns, etwas aussagen, da wir doch nur unsere gegebenen Sinnesorgane besitzen, die beschränkt sind, so daß wir jene kleinsten Wirklichkeiten der materiellen Welt gar nicht sinnlich bemerken? Außerhalb des Bereichs der gegebenen Sinnesorgane muß es doch ein Prinzip geben, das uns von möglichen Sinneserfahrungen reden läßt. Was ist das für ein Prinzip, das uns noch von Wirklichkeiten zu reden läßt, wo unsere Sinnesorgane nicht mehr ausreichen, wo wir also darum von möglichen Sinneserfahrungen reden?

Die Antwort hierauf lautet: Wirklich ist all das, was in Raum und Zeit vorhanden ist. Der Mond und die Gestirne, wie jene kleinsten Wirklichkeiten, die wir erwähnten, sind in Raum und Zeit vorhanden und antreffbar. So können wir Wirklichkeiten feststellen, die wir nicht immer unmittelbar mit unseren Sinnesorganen feststellen, die uns ja in den unendlichen Raum und der unendlichen Zeit nur eine endliche Strecke weit führen. Raum und Zeit aber lassen sich durch Maß und Zahl messen und berechnen, und zwar enthält die Gesetze der Messung und des Zählens die Mathematik. Die Mathematik geht hervor aus einer reinen Anschauung von Raum und Zeit. Raum und Zeit, von denen wir in der Mathematik eine reine Anschauung haben, enthalten aber nun auch gleichzeitig die Gegenstände unserer Sinneswahrnehmung. Wir können also, von den sinnlich gegebenen und erkannten Gegenständen ausgehend, noch mehr Wirklichkeiten erkennen, als nur die in unsere Sinnesorgane fallenden, wenn wir Mathematik anwenden und durch sie Gegenständen eine bestimmte Stelle im Raume und in der Zeit zuerteilen. So erst wird klar, wie es uns möglich ist, Gegenstände auf Grund von Berechnungen wirklich zu nennen, die wir mit unseren Sinnesorganen noch nicht bemerken. Wirklichkeit bedeutet nichts anderes als Dasein an einer bestimmten Stelle des Raumes und der Zeit. Das Problem, wie Mathematik unsere Naturerkennen unterstützen kann, ist hierdurch gelöst.

Aber erkennen wir denn nur, was in Raum und Zeit ist, als wirklich an? Gibt es nicht auch andere Gegenstände, die Realität besitzen, und die dennoch nicht an einer bestimmten Stelle von Raum und Zeit antreffbar sind? In Raum und Zeit treffen wir doch nur Erscheinungen an, sollen aber alle anderen Dinge, die unser Leben sonst noch erfüllen — also das Gesetz der Pflicht, der Glaube, die Vernunft, die Gerechtigkeit —, Phantome sein? Soll man alles, was sich nicht in unmittelbarer sinnlicher Anschauung, unterstützt durch Mathematik, findet, für Lug und Trug halten? Wer freilich die unmittelbar sinnliche Erkenntnis und die ihr zugeordnete mathematische Erkenntnis für die einzige hält, die es gibt, der muß zu dieser materialistischen Anschauung gelangen. Aber man braucht sich nur einmal klar zu machen, daß wir ja in der mathematischen Erkenntnis selbst schon Gegenstände erkennen, die nicht in der unmittelbar sinnlichen Anschauung liegen, sondern vor aller sinnlichen oder empirischen Anschauung liegen. Noch bevor unsere Papiermark ihren Leidensweg angetreten hatte, stand fest — vor der Anwendung auf die Erfahrung — daß die Billion 1000 Milliarden enthält. Hier lag also eine Erkenntnis a priori, eine Erkenntnis vor der Erfahrung, vor. Nun gibt es aber nicht nur mathematische Erkenntnis a priori aus reiner Anschauung, sondern es gibt noch eine Erkenntnis der Gesetze unserer Vernunft. Diese Erkenntnis ist freilich nicht anschaulich, wie die sinnliche Erkenntnis, für sie läßt sich auch keine reine Anschauung entdecken. Denn das Gesetz der Kausalität, das ein solches Gesetz unserer Vernunft ist, läßt sich nicht in reiner Anschauung so demonstrieren, wie sich 2 mal 2 ist 4 sofort in reiner Anschauung klar machen läßt.

Diese Vernunfterkenntnis, der wir die obersten Gesetze des Seins sowohl wie das höchste Gesetz der Moral, also der praktischen Vernunft, entnehmen, ist vielmehr ursprünglich dunkel. Wäre sie es nicht, so würde um sie viel weniger Streit sein, als tatsächlich der Fall ist. Diese ursprünglich dunkle Vernunfterkenntnis können wir uns nur durch die Aufklärung des Verstandes zum Bewußtsein bringen. Der Verstand, der Begriffe zu Urteilen bindet, sagt uns dann aus, daß in unserer Vernunft ein Gesetz herrscht, mit jeder Veränderung den Begriff der Ursache zu verknüpfen. Wir nennen diese in Verstandesurteilen zutage tretende Vernunfterkenntnis, die nicht auf Erscheinungen, sondern auf Gesetze geht, denen aber doch Realität zukommt, die philosophische Erkenntnis. So haben wir neben der empirischen und der mathematischen Erkenntnis noch die philosophische Erkenntnis. Der Verstand selbst aber, jenes Werkzeug der Vernunft, mit Hilfe dessen sie aus ihrem Dunkel ans helle Tageslicht tritt, muß nun selber logisch und konsequent bei seinen Urteilen und seinen Schlüssen zu Werke gehen. Er ist an Gesetze der Widerspruchslosigkeit, Identität usw. gebunden, die wir in einer vierten Erkenntnisweise, der logischen, erkennen. Die Vernunft aber als Ganzes enthält alle vier verschiedenen Formen des Erkennens, die auf verschiedene Weise sämtlich Aeußerungen ihrer einen Wesenheit sind. Ohne diese Vernunft können wir überhaupt nichts von Gegenständen etwas aussagen. Insofern ist ohne sie überhaupt kein Erkennen möglich.

Die kleine Marquise

Sie war eine wirkliche kleine Marquise, aber sehr arm. Ihre Vorfahren hatten einst in dem Lande regiert, aber das lag weit zurück, und ihr war nichts gegeben, als ein einziges winziges Schlößchen mit einem kleinen Park. Dort lebte sie von den paar Sous, die ihre Bauern steuerten, und von mageren Zinshühnern, die sie ihr dann und

wann brachten. Morgens ging die kleine Marquise zur Messe und betete still andächtig mit kindlicher Frömmigkeit, mittags aß sie die dicke Bohnensuppe, die ihre alte Amme zubereitete, und am Nachmittag durchschritt sie ihren kleinen Park, setzte sich auf die Terrasse und las die neue Heloise von Jean Jacques Rousseau. Niemals aber vergaß sie trotz ihrer Armut, daß sie eine Marquise war und daß ihre Vorfahren einstmals in dem Lande regiert hatten.

Aber auch das vergaß sie niemals, daß Höflichkeit gegen Geringere eine Pflicht des Hochgeborenen ist. Darum bat sie auch den jungen Mann, den sie eines Nachmittags in ihrem Park auf der Terrasse traf, als er sich bei ihrem Nahen entfernen wollte, er möge doch bleiben und sich die Gegend weiter betrachten. Und sie trat neben ihn und sprach unbefangen und sicher mit ihm, denn sie war eine Marquise auf ihrem eigenen Grund und Boden, und der Fremde war ihr Gast. Der aber fing an zu plaudern, und die kleine Marquise glaubte, nie eine so süße Stimme gehört und nie eine so schönen jungen Mann gesehen zu haben. Seine Augen leuchteten beim Sprechen, seine Bewegungen waren so anmutig und vornehm, und er wußte seine Worte so zierlich zu setzen, sprach so schwungvoll und hinreißend, daß ihm die kleine Marquise wie im Traume zuhörte. Seinen Namen hat er ihr noch nicht genannt, aber als er sich verabschiedete, nahm die kleine Marquise all ihren Mut zusammen und fragte, wen sie zu geleiten die Ehre habe, denn an seinem Arme schritt sie dem Ausgang zu.

Und lächelnd sprach er: „Was bedarf es des Namens? Denk' an mich wie jemand, der auszog, ein Reich zu erobern, darin er als König herrschen will. Und so Ihr mir helfen wollt zum Siege, entlaßt mich mit einem Kuß!"

Und er beugte sein Knie vor ihr.

Da neigte sich die kleine Marquise über ihn, streifte mit ihren unschuldigen Lippen seine Stirn und sagte: „Gott geb Gelingen!"

Das war ihres Hauses Wappenspruch, den sie reinen Herzens dem Fremden mitgab, damit er sich sein Königreich erobern könne. Dann ging sie ins Haus und betete fortan zu Sankt Denis, er möge den fremden jungen König zum Siege führen. Denn für einen König nehm sie ihn, weil nur ein König so aussehen und so sprechen konnte. Und nie wieder hat die kleine Marquise einen Menschen geküßt, seit sie einen König küssen durfte, und einsam starb sie eines Tages als die Letzte ihres Geschlechts.

In Paris im Palais Royal saß eine Gruppe Schauspieler beim Wein, und Charles St. Dombert, der schönste und liederlichste Komödiant der Stadt, den die Frauen anbeteten und die Männer verfluchten, erzählte den anderen eine lustige Geschichte, wie er einst auf seinen Irfahrten, kurz bevor er nach Paris gekommen, sich in der Normandie zufällig in einem Parke verirrt und dort eine kleine Marquise kennen gelernt habe. Wie er sie mit Reden und Tiraden aus Theaterstücken berauscht und sich zuletzt für einen König ausgegeben, der ausgezogen, sein Reich zu erobern, und wie sie ihn mit einem Kuß und dem Wahlspruch ihres Hauses entlassen habe.

Und sie lachten wie toll über die dumme kleine Marquise in der Normandie, die derweil mit all der lauteren Liebe ihres Kinderherzens zu St. Denis betete für das Glück ihres jungen Königs.

Oscar Klein

Neue Goldfunde in Zentralafrika. Neue goldtragende Adern sind in den Felsen des Lolgorien-Gebirges in dem Masai-Reservatgebiet zwischen dem Kawirondo-Golf, dem Viktoriasee und der Tanganjika-Grenze entdeckt worden. Natürlich hat sofort ein reger Zustrom von Abenteurern eingesetzt, die diese Schätze ausbeuten wollen. Das Gold findet sich zwischen dem gewöhnlichen Granit, aus dem die Berge bestehen, und die Adern sind frei von der darüber lagernden Lavaschicht, wie sie im größten Teil des Kenja-Hochlandes vorhanden ist. Es sind etwa zwölf größere Lager, und der Bergbaubetrieb hat bereits in größerem Maßstab eingesetzt.

Verantwortliche Redakteure für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Alfred Müller-Lepp; für Groß-Berlin u. d. übr. Teil d. Mantes: i. V. Julius Michaelis; für den Inseratenteil: Paul Gräß; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.